

(Nachdruck verboten.)

13]

Pelle der Eroberer.

Der große Kampf.

Roman von Martin Andersen Nexö.

In Belle hinterließ diese Begebenheit etwas ganz Neues. Das Elend hatte er stets gekannt, jetzt war es die himmel-schreiende Ungerechtigkeit, die dahinter stand; er konnte die Hände, während er so still dafuß, plötzlich im Bohn ballen. Da war etwas, das man ohne Unterlaß hassen mußte, Tag und Nacht, solange man atmete. Auch darin hatte Morten recht: dies Kind hatte einen Fabrikherrn zum Vater, und das Mädchen wagte nicht einmal, ihn vor Gericht anzugeben, damit er den Unterhalt für das Kind bezahlen sollte, nur um nicht von ihrem Platz gejagt zu werden. So unüberwindlich das Ganze ankam, empfand er doch das Bedürfnis, eine Schlacht zu schlagen; seine Hand allein wog so wenig, aber wenn sie nun den Schlag gemeinsam führten, so war er vielleicht doch zu spüren.

Des Abends gingen er und Morten häufig zu Versammlungen, wo die Zustände heftig debattiert wurden. Die Teilnehmer an diesen Versammlungen waren meist junge Leute wie er selbst. Man versammelte sich in irgendeiner Wirtschaft auf der Norderbrücke. Aber Pelle hatte das Verlangen, Ergebnisse zu sehen und stürzte sich eifrig in die eigene Fachorganisation.

Er feuerte den müden Vorsitzenden mit seinem Feuer an und arbeitete zusammen mit ihm eine Liste aller Berufs-genossen aus als Grundlage für eine handfestere Agitation. Wenn man die Kameraden durch das Blatt zu einer Versammlung einberief, blieben sie schlaff und hielten sich fern. Es gehörten schärfere Mittel dazu, und Pelle setzte eine Haus-agitation in Gang. Das half gleich; sie kniffen nur ungern aus, wenn man sie von Angesicht zu Angesicht hatte, und der Verein erhielt guten Zuwachs trotz der Verfolgung der großen Meister. Morten fing an, ihn mit Respekt zu betrachten und wollte, daß er auch über die Bewegung lesen sollte. Aber dazu hatte Pelle keine Zeit. Zusammen mit Peter und Karl, die eifrig dabei waren, hielt er den „Arbeiter“. Das genügte. „Ich weiß mehr von dem Elend, als die da schreiben,“ antwortete er.

Es fehlte ihm auch nicht an Holz zu seinem Feuer. Er hatte den Marsch des Elends vom Lande nach der Stadt und nun hierher nach der Hauptstadt mitgemacht und wußte, wo sie standen und nicht weiter kommen konnten mit ihrem Sehnen, sondern an einem öden Strande umkamen. Die vielen Lebensschicksale der Arche lagen ihm täglich vor Augen als großes gemeinsames Besitztum, wo niemand sich zu vertreiben brauchte und wo die Not des einen die Klage des andern war.

Sein Wesen machte eine große Veränderung durch, fort von dem sorglos Empfangenen. Er lachte weniger und faßte scheinbare Kleinigkeiten mit einem Ernst auf, der ganz komisch wirken konnte. Es kam ein Selbstgefühl in sein Auftreten, das schlecht begründet erschien durch seine Stellung und seine Armut.

Eines Abends nach Feierabend, als er aus Beck's Werkstatt nach Hause kam, hörte er die Kinder Hannes' Lied unten im Hofe singen. Er blieb im Tonnengang stehen; Hanne stand selbst mitten im Kreise, und die Kleinen gingen um sie herum und sangen:

Ich ging wohl über den hohen Berg,
Sah in das tiefe Tal hinab,
Da sah ein Schiff ich fahren,
Ein Schiff das sah ich fahren,
Drei Grafen auf dem Schiffe waren.

Auf Hannes' Antlitz lag ein blindes, stillstehendes Lächeln, die Augen waren fast geschlossen. Sie drehte sich langsam um sich selbst herum zu dem Gesang der Kinder und sang leise mit.

Der allerjüngste von den Grafen,
Die auf dem Schiffe waren . . .

Plötzlich erblickte sie Pelle und brach aus dem Kreis her-

aus. Sie ging mit ihm die Treppe hinauf. Die Kinder standen da und riefen ihr enttäuscht nach.

„Kommst Du nicht heute abend zu uns?“ fragte sie. „Es ist so lange her, seit wir Dich gesehen haben.“

„Ich habe keine Zeit, ich habe mich verabredet!“ erwiderte Belle kurz.

„Aber Du mußt doch kommen, ich bitte Dich darum, Pelle.“ Sie sah ihn flehentlich an, ihre Augen brannten.

Belles Herz begann bei ihrem Blick zu pochen. „Was willst Du denn von mir?“ fragte er heftig.

Hanne stand da und starrte unschlüssig in die Ferne hinaus. „Du mußt mir helfen, Belle,“ sagte sie tonlos und ohne ihn anzusehen. „Ich begegnete gestern —! Gestern abend, als ich aus der Fabrik kam, stand er hier unten, er weiß, wo ich wohne. Ich ging auf die andere Seite hinüber und tat, als sehe ich ihn nicht; aber er kam mir nach und sagte, ich solle heute abend auf den Neumarkt kommen!“

„Und was hast Du ihm darauf geantwortet?“ fragte Belle finster.

„Ich habe gar nicht geantwortet, ich lief, was ich konnte.“

„Ist das alles, was Du von mir willst?“ rief Belle hart aus. „Du kannst ja von ihm wegbleiben, wenn Du es nicht willst!“

Ein Frostschauer schüttelte sie. „Aber wenn er mich nun hier aussucht? — Und Du bist sol — Ich mache mir ja aus niemand etwas in der Welt als aus Dir und Mutter!“ Sie sagte das heftig.

„Na ja, dann will ich zu Euch hinüberkommen,“ erwiderte Belle munter.

Er kleidete sich schnell um und ging hinüber. Die Alte war erfreut, als sie ihn sah. Hanne war ganz ausgelassen; sie neckte ihn beständig, und es währte nicht lange, da hatte er seine Standhaftigkeit aufgegeben und sich in das lieblichste Gespinnst hineinlocken lassen. Sie saßen draußen auf der Galerie unter dem grünen Laubwerk. Hannes' Antlitz glühte um die Wette mit der Stillingpelargonie. Sie wiegte den Fuß und stieß fortwährend mit dem Schnabel ihres Schuhs gegen sein Bein. Sie war nervös lebhaft und wollte fortwährend wissen, wieviel Uhr es sei. Als die Mutter in die Küche ging, um Kaffee zu kochen, nahm sie Belles Hand und streichelte sie lachend. „Komm mit mir,“ sagte sie. „Ich möcht' so gern sehen, ob er wirklich so dumm ist, zu glauben, daß ich komme. Wir können uns ja in ein Versteck stellen und auslügen.“

Belle antwortete nicht.

„Mutter,“ sagte Hanne, als Madame Johnson mit dem Kaffee zurückkam, „ich gehe aus und kaufe mir das Zeug zu der Taille. Pelle kommt mit!“

Der Vorwand war nun leicht zu durchschauen; aber die Alte verzog keine Miene. Sie hatte ja gesehen, daß Hanne heute freundlich gegen Belle gestimmt war; es regte sich etwas Mächtiges in dem Mädchen, und wenn Belle nur wollte, konnte er ihr jetzt den Baum gründlich anlegen. Sie hatte nichts dagegen, daß die beiden jungen Leute die Leine ausliefen. Vielleicht fanden sie dann Ruhe beieinander.

„Du sollst dein Tuch mitnehmen,“ sagte sie zu Hanne, „die Abendluft kann kühl werden!“

Hanne ging so schnell, daß Belle ihr kaum folgen konnte. „Das wird ulkig, seine Enttäuschung zu sehen, wenn wir nicht da sind,“ sagte sie lachend; Belle lachte auch. Sie stellte sich an eine der Rathausssäulen und spähte auf den Markt hinaus. Hanne war ganz außer Atem von dem schnellen Gehen.

Allmählich, als die Zeit verstrich und der Fremde sich nicht zeigte, schwand ihre Lebhaftigkeit; sie schwieg mit einem enttäuschten Ausdruck.

„Hier kommt aber keiner!“ sagte sie plötzlich und lachte kurz auf. „Ich hab' Dir das Ganze nur eingeredet, um zu sehen, was Du sagen würdest.“

„Dann laß uns gehen!“ erwiderte Belle ruhig und nahm sie bei der Hand.

Als sie die Treppe hinabgingen, zuckte Hanne zusammen; schlaff entfiel ihre Hand der seinen. Der Fremde kam schnell auf sie zu. Er reichte Hanne die Hand, ruhig und selbstverständlich, als habe er sie viele Jahre gekannt. Pelle sah es überhaupt nicht.

„Kommst Du irgendwo mit hin, zum Beispiel, wo wir Musik hören können?“ fragte er und fuhr fort, ihre Hand zu halten. Sein Blick schloß sich um sie. Hanne sah Pelle ungeschlüssig an.

Einen Augenblick war in Pelle die Begier aufgestiegen, sich über diesen Mann zu werfen und ihn zu Boden zu schlagen, aber jetzt begegneten ihm Hannes Augen mit einem Ausdruck, als sinne sie über irgendein Mittel nach, um ihn abzuschütteln. „Na, hier scheint man ja im Wege zu sein!“ dachte er. „Was geht das Ganze mich auch an?“ Er wandte sich jäh von ihnen ab und schlenderte in eine Seitengasse hinein.

Pelle trieb sich unten im Gaswerkhafen herum und starrte, in Gedanken versunken, auf das ölige Wasser und die Schiffe. Er litt nicht; es war nur so fürchterlich dumm, daß eine fremde Hand aus dem Unbekannten hereinlangen konnte, und der Vogel, den er mit aller Güte nicht an sich hatte locken können, hüpfte sofort auf diese Hand.

Unter dem Bollwerk plätscherte das Wasser mit einem eigenen einträufelnden Laut und schwemmte Holzstücke und anderen Abfall dahin; es war so heimatisch. Dort am Kohlenbai lag ein Dreimaster. An Bord war Feierabend, und die Leute rumorten. In der Kajüte oder oben auf dem Deck standen sie und wuschen sich in einem Eimer. Ein großgewachsener junger Seemann in blauem Anzug und weißer Halsbinde kam aus der Kajüte heraus, glockte gewohnheitsgemäß in die Tafelstube hinauf und gähnte. Dann schlenderte er an Land. Er hatte die Mütze im Nacken und eine angerauchte Tonpfeife zwischen den Zähnen. Er bewegte sich mit den Hüften, das Gesicht war voll toller Streiche. Als er an Pelle vorüberkam, schlingerte er ein paarmal hin und her und versetzte ihm einen Puff. „Ach, entschuldigen Sie!“ sagte er lachend und stieß an die Mütze. „Ich glaubte, es sei ein Scheuerpfaß, der Herr stand so steif! Na, nehmen Sie's man nicht' übel!“ Er fing an, sich rund um Pelle herumzudrehen, in stark vornübergebeugter Stellung, als suchte er nach irgend etwas an ihm, strich sich um die Ohren wie ein Bär, der wirbt, und schüttelte sich vor Lachen. Er wollte vor guter Laune plätschen.

Pelle hatte seinen Groll noch nicht abgeschüttelt; er wußte nicht recht, ob er grob werden oder über das Ganze lachen sollte. Er drehte sich vorsichtig herum, so daß er den Seemann im Auge behielt, damit ihm dieser nicht die Füße unter ihm wegziehen konnte. Den Griff kannte er und wußte auch, wie er pariert werden mußte; die Hände saßen bereit. Plötzlich fiel etwas in der geduckten Stellung ihm als bekannt auf. Das war ja Per Kosod, der Heulpeter, aus der Dorfschule daheim in höchst eigener Person, er, der bei jedem Wort brüllte und bebte. Ja, der war es!

„Guten Abend, Per!“ sagte er erfreut und versetzte ihm einen Schlag in den Rücken. Der Seemann richtete sich erstaunt auf. „Zum Teufel auch! Guten Abend! Na, daß ich Dich hier treffen muß, Pelle; das ist denn doch das Allgütige, was mir je vorgekommen ist. Dann mußt Du meine Hundekünste wirklich entschuldigen!“ Der schüttelte er Pelles Hand.

Sie schlenderten den Hafensplatz hinab und plauderten von alten Zeiten. Da war so vieles aufzufrischen aus der Schulzeit. Der alte Fries mit dem Rohrstock und ihr Spielen am Strande. Per Kosod sprach, als habe er an alle dem teilgenommen; er hatte ganz vergessen, daß er immer nur dastand und sich an irgend etwas festklammerte und vor sich hin brüllte, wenn die andern um ihn her lärmten. „Nielen habe ich übrigens neulich in New Orleans getroffen. Er ist zweiter Steuermann auf einem mächtigen amerikanischen Vollschiff und verdient klobig. Ein schneidiger Kerl is er. Aber verdammt und verflucht, is der h a r t! Immer den Revolver in der Hand. Na, so müssen sie es ja da drüben haben, was ist denn das?“

(Fortsetzung folgt.)

„Mann über Bord!“

Skizze aus dem Seeleben von Hans Harmening.

Es war das richtige Cap Hornwetter. Die See ging lang und hoch und ein grauer Dunstschleier lag über ihr. Der seine Sprühregen drang in alle Winkel und Ecken des Schiffes, das sich mühsam seinen Weg bahnte und in allen Fugen zitternd sich durch das Wasser wühlte. Wie ein Stöhnen ging es durch die Tafelstube, wenn sich die schlanken Masten schwer zur Seite neigten und wie ein erleichtertes Aufatmen klang das Knirschen und Quietsen, wenn der stolze Viermaster sich wieder emporrichtete.

Unter dem Schutze der Back stand die Mannschaft, in Dessegen und Südwester. Stumpfe, müde Gesichter, denen die Eintönigkeit der langen Seereisen, schlechte Ernährung und mancherlei andere Kümmernisse des Lebens den Stempel aufgedrückt hatten. Nur die Augen, die stahlharten blauen Augen verrieten den inneren Wert dieser armeneligen Menschen.

Etwas abseits von der übrigen Mannschaft saßen Ernst und Hans, die beiden Leichtmatrosen. Melancholisch starrten sie in die graue, schäumende See und verfolgten aufmerksam das Spiel der Seemöven, die kreischend das Schiff umflogen.

„Du sag' mal, Hans, glaubst Du wohl, daß die Seelen der Ertrunkenen in diesen Tierchen weiterleben?“ unterbrach Ernst das Schweigen.

„Ja, warum nicht,“ entgegnete Ernst, „möglich ist's schon. Es gibt doch Millionen von Menschen, deren Religion sie lehrt, daß die Seele auch nach dem Tode noch weiterlebt in den Körpern von Tieren. Und gerade von diesen Tieren glaube ich es. Hast Du nie beobachtet, mit was für klugen Augen sie einen manchmal ansehen, so verständlich und merkwürdig, daß einem ordentlich unheimlich zu Mute wird.“

Und wie zur Bestätigung des eben Gesagten kam in demselben Augenblick eine Möve angefliegen, flatterte vor den beiden herum und musterte sie neugierig mit den glänzenden, braunen Neuglein, die so etwas merkwürdig Menschliches im Ausdruck haben.

Hans schüttelte sich. „Hast Du gesehen?“ — „Ja“, flüsterte Ernst und schluckte ein paarmal heftig. — „Versucht nochmal, ich glaube, das verdammte Weiter macht einen ganz trübsinnig, komm laß uns mal zum Smudje gehen und sehen was er zum Abendbrot gemacht hat.“

Vor der Kombüse blieben die beiden Jungen stehen. „Gau'n Abend Kock, wat givt dat hüt' ton Abendbrot?“

„Na, Jungs,“ zwinkerte der Kock listig, der in die Lecküre eines abgegriffenen „Nimm mich mit“ vertieft war, „hüt' hew idt ganz wat besünners maft: dandy cake!“ — „Ah!“ machten Ernst und Hans und versuchten, durch einige schmeichelhafte Bemerkungen über die Kochkunst im allgemeinen und die eines Schiffskochs im besonderen, sich an das wärmende Herdfeuer zu schlängeln, aber ein Pfiff vom Achterdeck her ließ beide an Deck eilen.

„Ausguck besehen!“ kam das Kommando des wachhabenden Steuermanns. Die Dämmerung war, wie es den südlichen Breiten eigen ist, schnell hereingebrochen und der feine Sprühregen hatte die Luft noch undurchsichtiger gemacht.

Ernst knotete seinen Südwester fest und begab sich auf die Back. Inzwischen war der Wind bedeutend aufgefrischt und die See hatte schon bedrohlich zugenommen, so daß hin und wieder eine Welle über das Grokdeck polterte. Die Wache hatte sich daher nach den geschützten Stellen unter dem Achterdeck verzogen und nur der Steuerer, der wachhabende Offizier und der Ausgucksmann waren dem Unwetter direkt ausgekehrt.

Ernst wurde die Zeit lang auf dem Ausguckposten, denn ein Auf- und Abgehen war unmöglich; die Schlingerbewegungen des Schiffes, das vor dem Winde lenzte, waren noch heftiger geworden. Um gegen ein etwaiges Wegwachen geschützt zu sein, hand sich Ernst mit einem Stück Tau am Geländer fest. So konnte er seinen Gedanken Audienz geben.

In zwei bis drei Monaten mußte die Viermastbarke „Helene“ wieder in Hamburg sein. Dann waren es gerade drei Jahre, die er zur See gegangen war. Während dieser ganzen Zeit war die „Helene“ auf wilder Fahrt gewesen. Jetzt war sie endlich heimwärts bestimmt. Dann wollte er nach Süddeutschland reisen zu seinen alten Eltern, die ihn damals so ungern fortgelassen hatten, und deren Angst und Besorgnis noch jetzt aus jedem Briefe sprach. Jetzt schon freute er sich, wie er sie überzeugen wollte, daß der Seemannsberuf nicht gefährlicher sei als irgend ein anderer, nur Glück mußte man haben. Und Glück hatte er bis jetzt gehabt. Er war doch schon in mancher unangenehmen Situation gewesen, und immer war er mit heiler Haut davon gekommen. Gleich auf der Ausreise war er von der Back weggeschwungen über Bord; da hatte er sich in einer außerordentlich hängenden Brasse gefangen und war gerettet worden. Dann die Affäre in der chinesischen Spielhölle. . . . Alles das würde er zu Hause natürlich nicht erzählen. Im Gegenteil.

Ob das blonde Gretel wohl noch daheim war, das Töchterchen des Nachbarn? Ihr Bild lag noch wohlverwahrt mit kleinen Liebespändern in seiner Seefiste.

Ernst dachte an den letzten Nachmittag. Sie hatten alle im Garten gefessen am Kaffeetisch. Immer und immer wieder hatte ihm sein Mütterchen große Stücken Kuchen auf den Teller gelegt; Gretel als kleines Hausmütterchen hatte ihm den Kaffee eingegossen. Als wäre es gestern gewesen, so deutlich sah er alles vor sich: wie die Grete so still dagefessen hatte und dann mit einem lauten Aufschluchzen vom Tisch weggestürzt war.

Ein heißes Gefühl stieg in ihm auf, als er daran dachte. Wie oft hatte ihn diese Erinnerung vor leichtsinnigen Streichen bewahrt, zu denen ihn sein leidenschaftliches Temperament häufig verlockt hatte.

Die Scene des Wiedersehens und Wiedererkennens malte sich Ernst nun aus, ohne indes zu vergessen, von Zeit zu Zeit den Blick über den Horizont schweifen zu lassen, ob nicht ein Schiff in Sicht kam.

== Die See war jetzt zu einer ganz gefährlichen

Söße angewachsen und verursacht in Ernst ein unbehagliches Gefühl.

Besorgt blickte er nach hinten. Da sah er auch schon wie der Kapitän aus der Kajüte trat, in Pelzeug und Südwester und gleich darauf kam das Kommando: „Kreuzoberbramssegel nieder.“

— Gott sei Dank, es wurde beigestrichelt.

Ernst wartete nun, daß für ihn der Befehl kommen sollte, seinen gefährlichen Platz zu verlassen, aber nichts.

„Besucht nochmal,“ dachte er, „die haben dich hier vorn vergessen.“

Jetzt brausten sie die Raufen an den Wind.

Ernst überlegte. Sollte er von selbst hinuntergehen und nach hinten laufen? Aber nein, das ging nicht, das konnte man für Feigheit halten, das war unmöglich. Er mußte hierbleiben.

Wie hypnotisiert starrte er in die hohe wilde See, die sich mitunter steil vor ihm erhob und im nächsten Augenblick über ihn wegstürzen mußte. — Jetzt kam wieder eine Angeroll, aber der Bug hob sich und gleich einem stolzen Schwan wiegte sich das Schiff auf Brent Kämme. Krampfhaft klammerte Ernst sich an das Geländer, als die „Helene“ wieder in die Tiefe schoß.

Nun lachte das Schiff auf. Ernst sah im Dämmerlicht den Kapitän, wie er neben dem Steurer stehend, diesem die nötigen Befehle erteilte.

Er wußte genug. Man hatte ihn vergessen. Wenn das Schiff jetzt gegen den Wind drehte und eine See übernahm, war er verloren. Noch länger hier stehen zu bleiben wäre Wahnsinn.

Mit fiebernden Händen löste er die Knoten des Tauses, mit denen er sich festgelacht hatte. Er eilte der Treppe zu, um sich in Sicherheit zu bringen.

Da plötzlich fühlte er sich emporgehoben, ein dumpfer Druck benahm ihm den Atem, seine Sinne verwirrten sich, er dachte an den Dandy-case, die kleine Grete, Vater, Mutter

„Mann über Bord!“ brüllte ein Matrose, der von der Mast-rahe den Vorgang beobachtet hatte. Und Mann über Bord pflanzte sich der Schreckensruf fort über das ganze Deck.

Aber niemand kann dem Unglücklichen helfen. Eine Rettungsboje wird ihm nachgeworfen, mit der stillen Hoffnung, daß sie ihn — nicht erreichen möge, denn das würde nur einen verlängerten Todeskampf bedeuten.

Nach Mitternacht hatte der Sturm sich gelegt. Hans stand auf Kusquid und dachte an seinen Freund und dessen trauriges Ende.

Da fühlte er plötzlich einen leichten Schlag im Gesicht; erschrocken fährt er auf. Eine Möve, wahrscheinlich geknendet durch das grüne Licht der Steuerbordlaterne — wer weiß es —, war gegen ihn gesallert und dann mit einem sonderbaren Schrei, der wie ein Zauchgen klang, im Dunkel der Nacht verschwunden. . . .

El Greco.

(Gelegentlich einer Ausstellung von Bildern des Max Oppenheimer bei Paul Cassirer.)

Von Robert Breuer.

Der Impressionismus steht im Zenith; viel mehr, als was er in der stolzen Reihe von Manet bis Liebermann leistete, wird er nicht gewinnen können. Die Kunst der reinen Malerei, der eine Madonna nicht mehr gilt als ein Spargelbündel, scheint ihre Antithese lernen zu müssen: daß auch im Spargelbündel ein Leben höherer Art, irgend eine Geistigkeit, verborgen sein kann. Während man sich gestern noch dagegen verwahrte, je etwas anderes zu malen als das, was es wirklich gibt, was jeder, auch der nächsternste, zu sehen vermag, hat man sich heute schon damit abgefunden: Gesichte zu malen, wie sie bis zu ihrer Verkörperung durch den Pinsel nur im Gehirn des Künstlers lebten. Nun ist es gewiß richtig, daß auch alles das, was Liebermann malte: „Der Biergarten“ oder „Die Straße aus dem Amsterdamer Judenviertel“, so wie er es malte, nie zuvor gelebt hat, und ganz und völlig aus des Künstlers Hirn geboren wurde. Indessen, es ist doch noch eine andere Art künstlerischer Schöpfung, wenn Hodler Greife über eine Wiese wandern läßt; diese Greife haben nie gelebt, diese hat nie geblüht, und nie schritten Männer also durch dies Symbol des grünenden Lebens. Solche Andeutung genügt, um den Unterschied zu zeigen, zwischen dem, was der Impressionismus wollte und dem, was die irgendwoher kommenden, irgendwohin gehenden Neuen begehren. Man braucht jetzt nur noch an die Absichten des Max Beckstein zu denken, an den Farbenrausch seiner Musik, die er nach der Weise persischer Teppichweber oder oströmischer Mosaikisten der Wirklichkeit entgegensetzt, um ohne Verwundern, beinahe selbstverständlich, einer Erscheinung wie der des Max Oppenheimer zu begegnen. Ob dieser Oppenheimer als ein starker Künstler der Nachwelt erhalten bleiben wird, läßt sich heute kaum sagen, und sicherlich war es verfrüht, ihm eine ganze Monographie zu weihen, wie das in München geschehen ist. Aber es kommt auch gar nicht so sehr darauf an, daß dieser junge Revolutionäre zugleich ein Meister der Qualität sei; nur darum handelt es sich, daß er mit verzehrendem Ernst die Legenden der Heiligen, die Wunder der katholischen Kirche malt, so wie sie einst der Fanatismus der Gegenreformation und das Jubilate des Jesuitenbarocks gestaltet hat.

Was sind uns diese kirchlichen Mysterien; ein Nichts. Sie werden auch dem Oppenheimer kaum mehr sein. Er malt sie um

der Erregung willen, die in ihnen quillt und tobt; das Dramatische, das Temperament und die Ekstase dieser Gestalten und Geschehnisse ist es, was ihn dem Greco in die Arme trieb. Die Geschichte hat ihre Logik und was unsere Zeit betrifft, so geschieht ihr, was Wilhelm Hauenstein in seinem ausgezeichneten Buch vom „Nackten Menschen“ (über das demnächst hier gesprochen werden soll) also erkennt: „Die unermüdete Dialektik der Geschichte gibt unserer Zeit den Drang zur Synthese, zu den ganz gebundenen Formen. Wie unsere Gesellschaft sich aus dem Chaos der liberalen Individualismen nach neuen sozialen Bindungen sehnt, so sehnt sie sich in der Kunst nach lapidaren Symbolen. Marées und Cozanne gingen der neuen Bewegung wegweisend voran.“ Wer die Zusammenhänge des geschichtlichen Geschehens also zu sehen vermag, der weiß, daß die Wiedergeburt jenes merkwürdigen spanischen Malers einen Sinn hat und eine Notwendigkeit war. Darum freilich sind die, die seine Sprache sprechen, noch längst keine Helden; aber sie sind Symptom. Max Oppenheimer ist ein Wetterzeichen; es kommt ein Sturm der Synthese über diese Welt.

Was malt nur dieser Novize? Eine Himmelfahrt, die bringend an ein Bild im Prado, dem Madrider Museum, erinnert; eine Kreuzabnahme, die nach Architektonik und Farbenmusik mit dem in Toledo hängenden „Begräbnis des Grafen Orgaz“ innig verwandt ist. Was die „Himmelfahrt“ betrifft: die gleiche, zusammenströmende Geschlossenheit, die Figuren ineinander geballt, dazu ein Flackern und wildes Zittern, als schössen Flammen aus Erdspalten; und schließlich die purpurnen und violetten Töne des Diepols, ein sahles Feuer, ein dumpfes Blühen. Was die Kreuzabnahme betrifft: das gleiche Nebeneinander von düsterem Schwarz und feierlicher Dunkelheit, von Bürgerrod und priesterlichem Ornat; eine ähnliche Teilung des Bildes in ein irdisches und ein himmlisches Geschehen; die größte Naivität, daß unten lebenswahre Bildnisse statt beleimter Personen nebeneinander stehen, während von oben aus dem Lichtgeflechte der Wolken die Hände Gottes niedergreifen. Der blutende Leichnam bestimmt die Skala der Farben; das Blut dunstet und schreit in reinem Kropf.

Wiederum möchte man fragen: Was sind uns solche Drogen überhöhten Mönchtums; reicht das nicht nach Inquisition und Scheiterhaufen? Tut es. Dennoch: das Eigentümliche dieser Bilder, das Leidenschaftliche, dieser Heißhunger nach Synthese, das ist es, was sie Wahrzeichen der neuen Geistesart sein läßt. Der Dialekt ist seltsam, aber der Sinn, um den er sich müht, antwortet unserem Instinkt. Ohne Zweifel: bis jetzt ist bei dem, was Oppenheimer will, viel Manierismus, auch kämpft er noch mit der gelehrten Akademie und in den Bildnissen merkwürdigerweise mit Lenbach. Zugleich aber ist er ein fleischernes Bewußtsein für den Ausgang einer Malerei neuer Geistigkeit. Wenn die Schladen der katholischen Hysterie abgestoßen werden, wird aus solchen Wurzeln vielleicht etwas erwachen, was die künstlerische Erfüllung unserer Sehnsucht ist.

Was nun diesen Greco betrifft, so wird er vielen noch unbekannt sein. Er war für längere Zeit vergessen worden; dann hat ihn Meier-Gräfe auf einer spanischen Reise zufällig wieder entdeckt und hatte um solch neuen Lieblings willen den Belasquez getötet. Das war ein wenig hitzig, immerhin, es läßt sich solche unbedachte Verehrung begreifen. Um nun diesem Greco ein wenig näher zu kommen, wird man jedenfalls gut tun, neben Meier-Gräfe das Nähere zu lesen, das soeben im Münchener Delphin-Verlag erschienen ist: August L. Mayer, El Greco. Man lernt das Leben und die Werke dieses merkwürdigen Mannes, der 1547 zu Candia auf Kreta geboren wurde und 1614 in Toledo starb, einigermaßen kennen. Man trifft auch zum erstenmal vereint in leidlichen Reproduktionen die den meisten von uns so schwer zugänglichen Arbeiten, wie sie im Escorial, dem spanischen Königsschloß, in den Museen und Kirchen jener Halbinsel hängen. Im übrigen ist Mayers Buch nicht gerade genial, eher ein wenig philistös. Dafür nur ein Beispiel. Mayer sagt: „Was am meisten bei den Schöpfungen Grecos Anstoß erregt, ist bekanntlich die Zeichnung. Es gibt aber Fälle, wo man sich mit diesen „Verzeichnungen“ wirklich abfinden muß, ja, wo sie wirklich gefordert erscheinen. Eine natürliche Zeichnung würde da den ganzen Charakter des Bildes stören. Bei anderen Werken aber wirken diese Verzeichnungen doch stärker als Manier. Im übrigen dürfte doch etwas Wichtiges an der von ärztlicher Seite wiederholt aufgestellten Behauptung sein, daß die Verzeichnungen namentlich des alten Greco mit einer Augenkrankheit des Künstlers in Zusammenhang stünden.“

Es ist sehr fatal, die Eigenart eines Künstlers aus mißgearteten Augen erklären zu wollen. Gewiß, Greco mag pathologisch gewesen sein. Von uns aus gesehen, war er es sicherlich; er litt an der Krankheit seiner Zeit, an dem Wahnsinn, der Philipp II. die Blutgeißel über eine in Geburtswehen schauernde Erde schwingen ließ.

Kleines feuilleton.

Kulturgeschichtliches.

Der Knochenkittschuh. Deutzutage ist der Schlittschuh ein kleines technisches Wunder. Form, Größe, Befestigung sind raffiniert ausgedacht, und Käufer oder Käuferin haben es leicht, mit

ihm über die schimmernde Eisfläche dahinzufiegen. Aber wie jedes moderne Gerät hat auch er verschiedene Entwicklungsstufen durchgemacht und seine ursprünglichste Form war äußerst primitiv. Er trat zuerst als Knochen Schlittschuh auf. Man hat solche uralten Schlittschuhe mehrfach in Holland und Friesland ausgegraben, und zwar zusammen mit römischen und fränkischen Altertümern. Virchow hat darauf hingewiesen, daß man in Pommern und in der Mark öfter Schienbeine von Kindern und Pferden ausgegraben habe, die offenbar zu Schlittschuhen hergerichtet waren. Das obere und das untere Ende waren abgeschnitten, dreiläufig zugeklüfft und mit Querschnitten versehen, augenscheinlich um einen Riemen durchzuziehen, mit dem das Gerät am Fuße befestigt wurde. Diese Knochen Schlittschuhe erhielten sich lange; bei Rüllichau liefen die Bauernknaben noch um 1840 mit solchen Schlittschuhen und auch bei Diegnitz pflegten die Kinder noch später den Schindanger durchzuwühlen, um sich aus den langen Höhlenknochen der Pferde Schlittschuhe zu machen. — Ums Jahr 1698 erschien ein Buch in London, das schilderte, wie sich die Londoner auf der gefrorenen Wiese von Moorfield tummelten. Der Verfasser schildert dabei sonderbare Eislauffitten: „Zuweilen stellen sich zwei Leute auf eine bestimmte Entfernung einander gegenüber und rennen mit eingelegten Stöcken einer gegen den anderen los, als gälte es, Lanzen zu brechen; dadurch fällt dem einer oder gar beide zu Boden, wobei freilich ihr Körper nicht von Stößen verschont bleibt. Fällt dabei einer auf seinen Arm oder Fuß, so ist dieser zwar in der Regel (!) gebrochen, aber junge Leute, die nach Ehre dürsten, üben sich so im nachgeahmten Gesecht.“

Volkswirtschaft.

Die Entwicklung des deutschen Braunkohlenbergbaues übertrifft die der Steinkohlenerzeugung noch erheblich an Grad und Schnelligkeit. Während die Gewinnung an Steinkohlen in den letzten vier Jahrzehnten sich kaum auf das Fünffache gehoben hat, ist bei der Braunkohle eine Steigerung fast auf das Siebenfache eingetreten, und noch großartiger ist die Entwicklung der eigentlichen Bricketindustrie. Man braucht noch kein hohes Alter erreicht zu haben, um in die Zeit zurück zu sehen, wo es Bricketts überhaupt nicht gab und wo die Defen auch in den Wohnungen entweder mit Steinkohle oder mit Torf geheizt wurden, allenfalls daneben vielleicht mit Koks. Im Jahre 1872 belief sich die gesamte Braunkohlengewinnung in Deutschland auf wenig mehr als 9 Millionen Tonnen, während sie jetzt auf 70 Millionen Tonnen angewachsen ist. Dementsprechend ist auch der Verbrauch an Braunkohle, auf den Kopf der Bevölkerung berechnet, gestiegen, nämlich von 245 auf 1150 Kilogramm im Jahr. Auch heute sogar kann der Braunkohlenbergbau in Deutschland noch nicht den ganzen inländischen Bedarf decken, sondern es werden noch mehr als 8 Millionen Tonnen jährlich eingeführt, obgleich eine Ausfuhr an Braunkohle überhaupt nur in ganz geringfügigen Beträgen stattfindet.

Dieser außerordentliche Aufschwung ist selbstverständlich hauptsächlich in der Entwicklung der Preßkohlenfabrikation begründet gewesen. Die ersten Vorschläge zu einer derartigen Einrichtung der rohen Braunkohle wurden schon vor fast 70 Jahren gemacht, aber erst vor noch nicht 40 Jahren wurden die Mittel derart vervollkommnet, daß sie zu allgemeiner Benutzung gelangten. Noch im Jahre 1885 belief sich die Preßkohlenenerzeugung in ganz Deutschland nur auf drei Viertel Millionen Tonnen, während sie jetzt mehr als 15 Millionen Tonnen liefert und während vor 25 Jahren erst ein Sechstel der geförderten Braunkohle zu Bricketts verarbeitet wurde, nehmen jetzt fast drei Fünftel aller Braunkohle diesen Weg. Der jährliche Wert der deutschen Braunkohlenerzeugung stand damals erst auf 40 Millionen Mark und ist seitdem auf fast 200 Millionen angewachsen. Das ist eine gewaltige Ziffer, wenn sie auch noch keinen Vergleich mit dem Wert der Steinkohlenproduktion ausfällt, der jetzt den Betrag von 1½ Milliarden Mark nicht unerheblich übertrifft. Jedenfalls steht der Braunkohlenbergbau nächst dem Steinkohlenbergbau allen übrigen Arten der Mineralgewinnung in Deutschland weitaus voran, denn sogar die Gewinnung von Salz und Eisenerz bringt nur etwa je 100 Millionen Mark jährlich ein.

Die ertragreichsten Gebiete des Braunkohlenbergbaues entfallen auf Preußen, und zwar auf die Rheinprovinz, die Provinz Sachsen und Brandenburg. Daneben kommt noch das Herzogtum Sachsen-Altenburg und das Königreich Sachsen mit etwas größeren Ziffern in Betracht. Was an Braunkohle nicht für die Herstellung von Preßkohlen aufgebraucht wird, dient namentlich zur Gewinnung von Braunkohlenteer, die aber in demselben Verhältnis zurückgegangen ist, wie die Preßkohlenindustrie zugenommen hat.

Physiologisches.

Die schädlichen Wirkungen des Alkohols auf die Nachkommenschaft werden in schöner Weise durch Versuche beleuchtet, über die neuerdings ein italienischer Gelehrter, Ferrari in Genua, berichtet. Er fütterte längere Zeit eine Serie von Meerschweinchen mit gewöhnlichem Alkohol. Manche der Tiere erkrankten an Krampfanfällen, wie sie bei der Epilepsie vorkommen. Später tötete Ferrari die mit Alkohol gefütterten Tiere. Er fand, wie das ja schon mehrfach von anderen Forschern festgestellt worden ist, weitgehende Veränderungen an den Nervenzellen, den Blutgefäßen

und den Häuten von Gehirn und Rückenmark. Ferraris Tiere hatten auch Junge geworfen. Auch die jungen Meerschweinchen zeigten krankhafte Erscheinungen, namentlich Krämpfe, die den epileptischen Krampfanfällen ähnlich waren. Ferrari tötete nun die jungen Meerschweinchen und untersuchte ihr Nervensystem. Es zeigten auch die Nachkommen der Säuger-Meerschweinchen weitgehende krankhafte Veränderungen im Nervensystem!

Ferraris Untersuchungen stimmen ganz mit dem überein, was der Arzt im Leben beobachtet. So hat die Statistik der Schweizerischen Anstalt für Epileptische in Zürich ergeben, daß im Durchschnitt von zehn Jahren beinahe ein Drittel sämtlicher neu aufgenommenener Patienten Kinder von starken Trinkern waren.

Bei der schädlichen Wirkung des Alkohols auf die Nachkommenschaft muß es sich natürlich um eine Wirkung des Alkohols auf die männlichen und weiblichen Keimzellen handeln. Und es ist durch Versuche tatsächlich festgestellt, daß man die freien Keimzellen (s. B. der Fische und anderer Seetiere) genau wie jede andere lebendige Zelle durch Alkohol schädigen kann: es entwickeln sich unter dem Einfluß von Alkohol Mißbildungen aus dem Keim. Ebenso ist es in dem Organismus des Trinkers: durch den Alkohol wird die Keimzelle geschädigt, und ein schwächliches oder gar krankes Kind wird geboren.

Technisches.

Eine drehbare Luftschiffhalle. Bei den bisher bestehenden Ballonhallen, die alle feststehend angeordnet sind, haben sich oft beim Ein- und Ausfahren der Luftschiffe Schwierigkeiten ergeben, bei seitlichen Winden den Ballon sicher in die Einfahrtsöffnung zu bringen. Bei den Abmessungen der Motorluftschiffe war es sogar manchmal unmöglich dies zu tun, so daß abgesehen von den Zeitverlusten und den dadurch entstehenden Kosten, die Luftschiffe gerade bei Winden außerhalb der Halle gefährdet sind. Die Siemens-Schudert-Werke haben daher den Versuch gemacht, für ihr neues Luftschiff eine drehbare Halle zu bauen. Die Halle, die in Wiesdorf im Osten Berlins aufgebaut ist, ist so konstruiert, daß sie sich in einer Stunde vollständig um ihre eigene Achse drehen kann. Die Lage im Osten Berlins ist deshalb besonders günstig, weil bei uns hauptsächlich westliche Winde wehen. Falls bei einer Probefahrt die Motore versagen, wird dann der Ballon vom Wind allein in die gewünschte Richtung der Halle getrieben. Entsprechend der Größe des aufzunehmenden Luftschiffes hat auch die Halle ganz respectable Abmessungen. Sie ist 136 Meter lang, 25 Meter hoch und ebensoviele Meter breit. Die Seitenwände sind soweit als möglich aus Glas, während das Dach aus Holz und Dachpappe besteht. Die ganze Halle, deren Gewicht etwa 1200 Tonnen beträgt, ruht auf acht Unterstützungswagen, von denen vier auf einem äußeren Schienentrang, die anderen vier auf einem konzentrisch zu diesem liegenden inneren Schienentrang laufen. Außerdem ist zur Aufnahme des Winddruckes ein starker Mittelzapfen aus Eisenbeton angeordnet. Die Drehung der Halle wird durch sechs Elektromotoren von je zehn Pferdestärken Leistung bewirkt. Zur Erzeugung des elektrischen Stromes ist eine kleine Kraftstation mit zwei Benzummotoren, die die Dynamos antreiben, errichtet. Da der Boden der Halle etwa 2,2 Meter über dem Erdboden liegt, ist von dieser Höhe aus eine kreisförmige Rampe errichtet, um beim Ein- und Ausfahren des Ballons durch den Höhenunterschied nicht gehindert zu werden. Diese Rampe ist in ihrem Innern als Lagerfeller für die Gasflaschen, die den zur Füllung des Ballons verwendeten Wasserstoff enthalten, ausgebildet. Dreitausend solcher Stahlflaschen lagern dort und sind an ein Füllrohrsystem angeschlossen, dessen Sammelleitung durch den hohlen Mittelzapfen in die Halle führt.

Auf dem Dache der Halle ist auch ein elektrisches Blinkfeuer untergebracht, das wie das Feuer eines Leuchtturmes dem Ballon bei Nachtfahrten als Orientierungszeichen dienen kann. Zur Ausrüstung der Halle gehört ferner ein kleiner 200 Kubikmeter großer Fesselballon, der an einem an der Halle angebrachten Ausleger hochgelassen und eingeholt werden kann.

Wie Krell, der Erbauer des Luftschiffes mitteilt, ist durch diesen Ballon das Problem, ein unstarres Motorluftschiff von großen Abmessungen zu bauen, gelöst. (Die Zeppelin-Luftschiffe sind nach dem starren System gebaut, das, wie die verschiedenen Katastrophen der letzten Jahre zeigen, anscheinend bei Habarien und Landungen ziemlich leicht gefährdet wird.) Das Luftschiff der Siemens-Schudert-Werke hat eine Länge von 118 Meter, einen Durchmesser von über 13 Meter und 13 000 Kubikmeter Gasinhalt. In der vorderen und hinteren der drei Gondeln sind je zwei 125pferdige Motoren zum Antrieb der Luftschrauben, in der mittleren Gondel der Kommandorraum, ferner die Ventilatoren zum Aufpumpen der Ballonetts und eine Luftpumpe zur Fernsteuerung sämtlicher Ventile und Klappen des Ballons untergebracht. Die Befehlsübertragung zwischen den einzelnen Gondeln erfolgt durch elektrische Maschinentelegraphen und im Notfalle durch Typenferndrucker nach Art von Schreibmaschinen, wie sie im Telegraf-Verkehr schon lange gebraucht werden. Das Luftschiff hat seit dem Januar vorigen Jahres fast 90 Fahrten erfolgreich durchgeführt und eine Geschwindigkeit von 17 Metern in der Sekunde, also die eines Personenzuges erreicht.